



Unter den wachsamen Augen der Queen rekonstruiert Marcel Nyffenegger den Biedermeier-Patron, der im Sommer im Historischen und Völkerkundemuseum inszeniert wird.



Was jetzt noch gruselig anzusehen ist, wird später ein hübsches Mädchengesicht.



Immer etwas entrückt, selbst als Wachsüste: Queen Elizabeth.

Wachsfiguren sollen die Besucher in die geplante Biedermeier-Ausstellung im Historischen und Völkerkundemuseum St. Gallen locken. Hinter der lange gärenden Idee verbirgt sich eine aufwendige Geschichte.

# Alles andere als bieder

TEXT: ELISABETH REISP  
BILDER: RALPH RIBI

**Z**wei Handwerker knien am Boden, beraten sich. Sie verharren in ihren Überlegungen. Für immer. Wie lange man auch hinschaut, sie werden sich nicht bewegen. Es sind Wachsfiguren des amerikanischen Künstlers Duane Hanson (1925–1996). Makel behaftet, manchmal etwas peinlich und gnadenlos ehrlich: Hansons hyperrealistische Figuren sind der amerikanischen Arbeiterklasse nachempfunden. Schonungslos rechnet er mit der Realität ab und zieht damit den Betrachter in Bann.

## Von London nach St. Gallen

Gefesselt von den Figuren war auch Daniel Studer, Museumsdirektor des Historischen und Völkerkundemuseums St. Gallen, als er sie in den späten 1990er-Jahren in der Saatchi Gallery in London sah. Als lose Idee blieben sie ihm im Gedäch-

nis, bereit in Erscheinung zu treten, wenn der passende Zeitpunkt kommen wird. Mit der Planung der Biedermeier-Ausstellung für diesen Sommer ist dieser gekommen. Studer hat vor, ein historisches Thema mit den rekonstruierten Figuren hyperrealistisch zu gestalten. «Ziel ist es, unseren Besuchern lebensechte Personen aus dem 19. Jahrhundert in Originalgrösse zu zeigen. So wird Geschichte viel lebendiger», sagt Studer. Das Besondere daran: Die Ausstellungsfiguren sind Menschen nachempfunden, die tatsächlich zu jener Zeit gelebt haben. Als Vorlage dient ein Familiengemälde. Für die Umsetzung dieser Idee hat Studer den Präparator Marcel Nyffenegger beauftragt.

## Faszination fürs Detail

Seine Werkstatt hat der Präparator in der ehemaligen Bindfadenfabrik im schaffhausischen Flurlingen eingerichtet. Im alten Direktionsbüro –

**«Die Besucher sollen ganz nah an die Figuren heran können.»**

Daniel Studer  
Museumsdirektor

immer noch erinnern die unrenovierten Räume an die Zeiten Mitte des letzten Jahrhunderts, als die Fabrik noch florierende – präpariert Nyffenegger heute Tiere und rekonstruiert Figuren im Massstab 1:1. Die Regale sind bis unter die Decke gefüllt mit Schachteln und allerlei Skurrilitäten. Auf einem Tisch liegen Abgüsse von Ohren, ein anderer ist vollgestellt mit PET-Flaschen, die mit scheinbar unbestimmten Chemikalien gefüllt sind. Ganze Wände sind mit Werkzeug behangen. Mittendrin eine Wachsüste der Queen Elizabeth – «eine Arbeit für das Panoptikum Hamburg». Hier wird dem Besucher bewusst, wie lebensecht Nyffeneggers Werke wirken. Denn selbst die wächserne Queen scheint sich ihrer Abstammung bewusst: Sie schaut Besuchern nicht direkt in die Augen, sie blickt erhaben über ihr Gegenüber hinweg.

Eine Mitarbeiterin Nyffeneggers bemalt gerade eine Zigarre aus

Kunststoff. Mit feinen Pinseltupfern bringt sie Nuancen von Grau und Weiss an der Spitze an, um die Asche nachzubilden. Der Glimmstengel sieht verblüffend echt aus. Er ist ein Abguss einer echten Zigarre. Er soll dereinst zwischen den Fingern jenes Mannes stecken, der im Historischen Museum in patriarchischer Lässigkeit auf dem Stuhl sitzen wird. Dass nicht einfach eine echte Zigarre genommen wird, hat mehrere Gründe: «Man sollte in ein Museum nicht x-beliebig organische Materialien reinschmuggeln», sagt Nyffenegger. Aber es soll auch kein Besucher auf die Idee kommen, die Zigarre anzuzünden zu wollen.

## So nahe, bis man die Poren sieht

Unwahrscheinlich, dass die Besucher die Zigarre in Brand stecken oder den Figuren sonstwie Schaden zufügen werden. Nahe genug werden sie aber heran dürfen. «Wir wollen bewusst diese Nähe zulassen», sagt Daniel Studer. Die Besucher sollen sich davon überzeugen dürfen, dass es sich um Rekonstruktionen han-

delt. Dafür müssen sie aber nahe genug heran, um sich zu vergewissern, dass die Bartstoppeln nur eingestochenes Kunsthaar, die feinen Äderchen nur aufgepinselt, die Augen nur Glaskugeln sind.

Nicht uneigennützig will der Provokateur Studer auch mit der unangenehmen Nähe spielen. Distanzen aufheben. Die Betrachter nicht vor der Absperrkordel stehen lassen. Sie müssen in die Ausstellung eintauchen, denn Territorialität wird aufgehoben.

Schon lange arbeitet Studer daran, das verstaubte Image des Historischen Museums abzuschütteln. Jede seiner Ausstellungen umfasst museumspädagogische Aspekte, will Besucher zum Interagieren einladen. Auch mit den Wachsfiguren will Studer ein eher trockenes Thema fassbar machen.

Bei seinen Figuren überlässt Nyffenegger nichts dem Zufall. Er gestaltet die Figuren von Grund auf. Im



## Alles andere als bieder

Fortsetzung von Seite 21

wahrsten Sinne des Wortes. Seine Arbeit führt ihn zuerst in seinen Fundus an Schädeln. Alles 3D-Drucke von Originalen. Darauf beginnt er Muskeln und Sehnen zu modellieren. Deren Ausgestaltung gibt der Schädel vor: «Köpfe sind nach den immer gleichen Gesetzmässigkeiten aufgebaut, der Kiefermuskel etwa ist nie breiter als der Wangenknochen», sagt Nyffenegger. Der Haaransatz befindet sich in der Regel eine doppelte Nasenlänge von der Nasenspitze entfernt. «Bei Männern ab 40 wandert dieser selbst bei dichtem Haar nach hinten.» Kurz zeigt seine Hand an seinen eigenen Ansatz. Nyffenegger ist 51 Jahre alt.

## Hilfe von Zellweger und Ustinov

Die Rekonstruktion der drei Biedermeiers ist eine besondere Herausforderung. Nyffenegger steht nur jeweils ein Bild der drei zur Verfügung. Keine Ansichten aus verschiedenen Perspektiven. Nyffenegger braucht Hilfe, und die holt er sich von anderen Gesichtern. So habe das Mädchen einen ähnlichen Aufbau von Gesicht und Schädel wie die Schauspielerin Renée Zellweger, sagt er. Der Patron erinnert stark an Peter Ustinov. Nyffenegger hilft sich mit Bildern dieser Persönlichkeiten weiter.

Gesichter schaut Nyffenegger schon längst nicht mehr unvoreingenommen an. «Ich scanne automatisch die Strukturen, die Eigenheiten eines Gesichtes ab.» Dasselbe gilt auch für den Rest des Körpers. Und



Im Atelier des Präparators werden Ohren gleich in Serie hergestellt.



Für den Handabguss wurde eigens ein Handmodell aufgebaut.



Jede Unregelmässigkeit wird per Pinsel nachgebildet.

sein scharfes Auge sieht alles: Die Queen zum Beispiel, da sei er sich ganz sicher, trägt, wenn sie keinen Hut auf hat, eine Perücke. «Ihr Haar ist mal dichter, mal dünner. Unter dem Hut sind die Löckchen immer etwas schütter.» Ach, die Queen, die habe sowieso ein schwieriges Gesicht. «Das sieht auf jedem Foto wieder anders aus.»

## Die Kunst überlässt er anderen

Nyffeneggers Kenntnisse über die menschliche Anatomie sind umfangreich. Nie hat er aber eine Anatomievorlesung besucht. «Das habe ich mir alles im Selbststudium beigebracht.» Für das Präparieren von Tieren habe er sich bereits als Bub interessiert. Gelernt hatte er aber ursprünglich das Handwerk des Zimmermanns. Vor mehr als zwei Jahrzehnten hat er diesen Beruf aufgegeben. Danach habe er als Metallbauer, Maurer und Gipser gearbeitet. Zum professionellen Präparieren sei er durch einen Freund gekommen. Tiere stopft Nyffenegger zwar immer noch aus. Seine Spezialität sind aber Wachsfiguren geworden. Sogenannte Rekonstruktionen. Nyffenegger bezeichnet sich daher auch als Kunstgewerbler und nicht als Künstler. Im Gegensatz zu Duane Hanson.

Hanson arbeitete im Kunstbereich. Seine Figuren haben Preise im siebenstelligen Bereich. Die Familie Biedermeier von Nyffenegger wird deutlich preiswerter ausfallen. «Aber wir bewegen uns immer noch im mittleren fünfstelligen Bereich», sagt Daniel Studer. Für das Historische Museum ein grosser «Lupf». Einer, der lange herbeigeseht wurde und geschickt inszeniert wird.



## Postkarte aus Berlin

von Marcel Elsener, Redaktor Tagblatt

Im Kiez unserer Freunde an der Köpenickerstrasse in Kreuzberg spürt man nichts von Berlinale-Fieber. Seit dem letzten Besuch hat sich einiges getan: Das Quartier über der Spree sollte jetzt ehrlicherweise Mercedes-Benz-Viertel heissen, anstelle der Zapf-Container wird wohl bald ein weiterer Wohnbüroklotz hochgezogen. Lebenswert bleibt die Ecke nah am Schlesischen Tor trotzdem, solange es Kneipen wie «Schlesisch Blau» oder «Lerchen & Eulen» gibt (psst, Geheimtips). Wir gehen einige Berlinale-Filme schauen, am besten gefällt uns Dominik Molls schwarzhumoriger «Des Nouvelles de la Planète Mars». Ein unwahrscheinliches Kunsterlebnis zur Berlinale ist Julian Rosefeldts Filminstallation «Manifesto» mit Cate Blanchett in 13 Rollen; Hamburger Bahnhof bis 10. Juli, unbedingt empfohlen. Den Kopf lüften wir im weitläufigen Tierpark, dem früheren Ostzoo; das Bistro dort versprüht schäbigen DDR-Charme, in echt, kein Retrochic. Herzlich wiederum das Haarelassen beim Kurdenfriseur – zum Tee hernach spielt er YouTube-Hits vor: den irrwitzigen BVB-Ohrwurm «Is mir egal» sowie Malek Samos «Zehn Jahre ich bin hier, immer noch keine Papier». Die Woche ist viel zu schnell vorbei.

## Unkommod

## Alles elektrisch?

Bei uns ist sehr vieles elektrisch. Unser Verbrauch an Elektrizität reduziert sich keineswegs, sondern nimmt, auch wenn wir uns Mühe geben, stetig zu. Computeranlagen sind ein ganz grosser Verbraucher. Wir leben mit Batterien, mit Ladegeräten, mit Stand-by-Geräten und so weiter. Und jetzt sollen aus Umweltschutzgründen auch noch möglichst alle Autos elektrisch funktionieren. Natürlich haben Elektroautos – neben den bekanntesten und viel diskutierten Nachteilen – den Vorteil, dass sie in den Städten keine Abgase entwickeln, dass sie weniger Lärm verursachen.

Aber es gibt kein Perpetuum mobile, keine Maschine mit 100-Prozent-Wirkungsgarantie. Beim Laden von Batterien, bei der Selbstentladung, bei der Umsetzung in Motorleistung geht Energie zwangsläufig verloren. Sie geht aber auch verloren bei der Produktion des elektrischen Stromes, den die Autos praktisch täglich brauchen. Das wiederum bedeutet, dass wir die Frage stellen müssen: Was ist effizienter? Direkt ein Dieselauto fahren oder mit dem Dieselloil in einem thermischen Kraftwerk zuerst Strom produzieren und dann ein Elektroauto fahren? So stellt sich noch eine ganz andere Frage: Wenn wir ohnehin schon laufend einen erheblichen Verbrauchszuwachs haben – woher nehmen wir dann die Energie, die für Elektroautos benötigt wird, wenn sich diese in grösserem Stil vermehren? Fahren alle Schweizer Elektroautos, so brauchen wir zu deren Versorgung wahrscheinlich etwa ein bis zwei neue Atomkraftwerke oder zehn thermische Kraftwerke. Oder wir müssen thermisch produzierten Strom oder

## Was ist effizienter? Direkt ein Dieselauto fahren oder mit dem Dieselloil in einem thermischen Kraftwerk zuerst Strom produzieren und dann ein Elektroauto fahren?



Valentin Landmann, Rechtsanwalt. Er wohnt in Zürich und in St. Gallen.

Atomstrom aus anderen Ländern in ganz grossem Stil einführen.

Umweltschutz ist gut. Elektrofahrzeuge haben manche Vorteile, einstweilen wohl nur für bestimmte Zwecke. Und es lohnt sich, bei der Propagierung einer Antriebsart auch die gesamten Zusammenhänge der Energie und des Energieverbrauchs mitzuberücksichtigen. Einstweilen jedenfalls fahre ich mit Vergnügen mein braves Dieselauto.

Energiepolitik ist etwas sehr Komplexes. Vollmundige Sprüche sind hier etwas Untaugliches. Wenn wir uns zu einer Energiepolitik mit möglichst wenig CO<sub>2</sub>-Ausstoss bekennen und dabei gleichzeitig eine der grössten Energiequellen mit null CO<sub>2</sub>-Ausstoss (Atomkraftwerke) verbannen, so macht das unter dem Strich wenig Sinn. Politische Grundsatzklärungen, die undurchführbare Konsequenzen haben, führen nur zu einem: die Versorgungssicherheit in der Schweiz wird gravierend schlechter. So bereiten sich schon seit längerer Zeit die osteuropäischen Staaten durch Neubau von Atomkraftwerken darauf vor, Deutschland und die Schweiz und andere westeuropäische Länder, die die Atomenergie verbannen, neu mit Atomstrom beliefern zu können. Denn wenn der Computer nicht mehr läuft, die Elektroheizung nicht mehr funktioniert, das Elektroauto nicht mehr geladen werden kann, dann wird uns zwangsläufig jede Quelle recht sein. Niemand von uns ist letztlich bereit, auf alle Annehmlichkeiten des zivilisierten Lebens zu verzichten, um ideologischen Zielen Nachachtung zu verschaffen.

Valentin Landmann

## Musikalische Klosterschätze

**TEUFEN.** Heute um 17 Uhr tritt der Konzertchor Ostschweiz in der evangelischen Kirche in Teufen auf. Auf dem Programm stehen unbekanntere Klosterschätze: Missa civilis von Johann Valentin Rathgeber (1682–1750) und die Benediktus-Messe von Roman Hofer (1942–2011). Obwohl beide Komponisten Benediktinermönche waren, könnten sie von ihrer Tonsprache her unterschiedlicher nicht sein. Die Messe von Johann Valentin Rathgeber ist eine kleine barocke



Konzertchor Ostschweiz singt in Teufen.

Perle, die mit ganz beschränkten musikalischen Mitteln auskommt. Dies ermöglicht es, diese Musik mit der Appenzeller Streichmusikformation Geschwister Küng aufzuführen. Pater Roman Hofer wurde nach seinem Musikstudium im Kloster Engelberg zum Stiftskapellmeister ernannt. Die Musik ist für Kantor, Gemeinde, Instrumentalisten und Chor angelegt.

Der Konzertchor Ostschweiz blickt auf eine lange Tradition zurück. 1957 als Kammerchor Oberthurgau gegründet, führte der Chor unter Leitung von Samuel Daepp und später Mario Schwarz immer wieder grosse Werke der Chorliteratur auf. Im Herbst 2014 übernahm Roman Walker die musikalische Leitung. (red.)

Heute So, 17 Uhr, evang. Kirche Teufen  
www.konzertchorostschweiz.ch